

Nr. 118. Bromberg, den 29. Juni 1926.

Ein verlorenes Paradies.

Von **Frieda Zieschank.**

(8. Fortsetzung.)

Es war in der Mittagstunde des andern Tages.

Die Sonne brannte wieder vom wolkenlosen Himmel, kein Luftzug regte sich, und es herrschte eine Schwüle, wie sie selbst in den heißesten Monaten der Regenzeit, in der man sich befand, selten ist.

Rüdiger war gleich nach dem Essen zur Postausgabe nach Apia hinuntergefahren und würde schwerlich vor Abend zurückkehren.

Martha lag in der Hängematte. Die Arme unter dem Kopf verschränkt, sah sie zu zwei Eidechslein empor, die an dem Gebälk des Verandadaches ihr neckisches Spiel trieben.

Uffrecht saß in einem Korbsessel dicht neben ihr.

Tiefe Mittagstille um sie — und die Schwüle lastete.

Der Mann blickte schweigend auf das ruhende Mädchen, und in seinen Augen spiegelte sich die ungeduldige Unruhe seines Herzens.

Sie achtete nicht auf ihn.

„Martha —“ rief er sie mit gedämpfter Stimme.

Langsam, in ruhiger Frage, kam ihr Blick zu ihm herüber.

Ihre Ruhe steigerte seine Unruhe. Aber er tat sich Zwang an.

„Wir müssen doch nun endlich einmal über unsere Hochzeit sprechen. Ich denke, daß wir den Tag jetzt bestimmen können. Sagen wir zum Beispiel heute über eine Woche?“

Sie antwortete nicht gleich, eine schwache Röte war in ihr Gesicht gestiegen. Da klang in ihrem Innern das Wort aus seinem Briefe „Vernunftehe“ auf. Die leichte Verträumtheit in ihrem Gesicht wich unverkennbarer Kühle.

„Überlege es dir bitte. Und morgen — nicht wahr — dann hole ich mir die Antwort?“

Sie nickte und ein Seufzer der Erleichterung entfuhr ihr.

Uffrecht hatte sie nicht aus den Augen gelassen. Ein Gedanke schnitt ihm plötzlich durch die Seele, ein Gedanke, den er schon oft angesichts ihrer Unnahbarkeit nur mühsam unterdrückt hatte.

„Sage, Martha,“ er zwang seine Stimme zu ruhigem Ton, „liebst du vielleicht einen andern Mann? Ich muß darüber die Wahrheit wissen und sollte sie noch so bitter sein.“

Offen und klar sah sie ihm in die Augen.

„Nein, Karl, gewiß nicht.“

Wie Zentnerlast fiel es von seinem Herzen. Aber noch war er nicht befriedigt.

„Aber du hast doch sicher schon einmal geliebt in deinem Leben?“

„Ja“, klang es leise und weich. „Einmal habe ich wohl geliebt.“

„Was war's damit? — Wer war der Mann?“

„Er ist lange tot.“

Uffrecht frohlockte innerlich bei dieser Kunde.

„Ihr waret verlobt?“

Marthas Blick war längst wieder oben bei den kleinen geschmeidigen Tierchen und ihrem Haschespiel, und so entging ihr völlig die Erregung ihres Verlobten.

„Nein, wir waren nicht verlobt. Nicht einmal gesagt haben wir es uns, daß wir uns gern hatten — der Tod kam dazwischen.“ Und sie erzählte in träumerischem Ton die Geschichte ihrer Jugendliebe.

Des Mannes Blick war starr auf den Mund der Erzählerin gerichtet, auf diese stolzen, blaßroten — nie geküßten Lippen! Wie ein toller Rausch kam es über ihn, sein Blut hämmerte — wie durch einen Schleier sah er nur immer diese blasse Rose des niegeküßten Frauenmundes — — —

Und plötzlich sah Martha ein Paar flimmernder Augen dicht vor den ihren, fühlte heiße Männerlippen auf ihrem Mund, zwei Arme, die ihren Leib umfaßten.

Sie war so betäubt, daß sie im ersten Ansturm jeder Abwehr unfähig war, hilflos seinen Küssen überlassen. Endlich konnte sie ihn etwas von sich drängen.

„Laß mich — das ist —“

„Du bist mein — meine Braut — ich darf dich küssen!“ Sinnlos vor Leidenschaft stieß es der Mann hervor, sie von neuem küssend.

Da endlich war es ihr gelungen, die Arme frei zu bekommen, den Oberkörper aufzurichten. Mit aller Kraft, deren sie fähig war, stieß sie ihn von sich. Schweratmend, mit hochrotem Gesicht sank er in den Sessel zurück.

„Geh! Geh fort!“ stöhnte das Mädchen und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Martha — es tut mir ja leid, daß ich dich so — erschreckt habe — bitter leid — ich wollte es nicht!“ Uffrecht sprach stockend, mit heiserer Stimme. Dann, wieder trotzig, wiederholte er seine Worte von vorher: „Du bist doch meine Braut. — Seine Braut darf man doch küssen!“

Martha ließ die Hände vom Gesicht sinken.

„Aber nicht so!“ Zornsprühend funkelten ihre Augen ihn an. „Und was für andere Brautpaare gilt, gilt doch nicht für uns!“

„Weshalb nicht, wenn ich fragen darf?“ trotzte er höhnisch, sich erhebend.

„Das weißt du ganz genau. Weil uns nicht die Liebe, sondern die Vernunft zusammengeführt. Eine Vernunftehe ist es doch, die wir schließen wollen, wie du selbst geschrieben. — Küssen! — Wir sind doch kein Liebespaar! Derartiges ist zwischen uns — ist vor einer Vernunftehe nicht nur brutal — es ist geschmacklos!“

Grellauf lachte der Mann.

„Eine Vernunftehe! Ich weiß nicht mehr, was ich geschrieben habe, weiß überhaupt nichts mehr, seit du da bist — als nur das eine: Dich! — Und jetzt, wo es mich überwältigt hat — jetzt sprichst du von Vernunftehe! — Meine Vernunft ist in dieser Woche zum Teufel gegangen!“

Zornig wandte er sich und stürmte über die Veranda hinaus ins Freie.

Martha war zurückgesunken, die Hände vor dem Gesicht. Ein ungeheurer Aufruhr war in ihr. Noch brannte sie die Scham, würgte sie das Grauen vor seinen brutalen Liebkosungen. — Und doch wollte da etwas unendlich Süßes leise in ihr hochsteigen bei dem Wissen, daß sie geliebt. Daß sie — wirklich ihre eigene Person — von ihm begehrt wurde! Daß sie ihm nicht nur den Begriff der bestellten Lebensgefährtin verkörperte. — Aber dann war wieder die Erinnerung da an die schrecklichen Minuten — und restlos wurde dies Neue, das sich da regen wollte, fortgespült.

*

Man saß beim Nachmittagstee.

Uffrecht war erst nach Stunden zurückgekommen, wortkarg und niedergedrückt.

Da hörte man aus der Pflanzung laute und aufgeregte Stimmen sich nähern.

Eine der samoanischen Arbeiterinnen stürzte auf die Veranda, erregt etwas in samoanischer Sprache berichtend, von dem nur so viel zu verstehen war, daß es sich um einen Unglücksfall handelte.

Da kam auch schon ein ganzer Trupp Weiber heran, zwischen sich eine Verletzte schleppend.

Die Hausfrau und Uffrecht eilten hinaus. Man brachte die Verunglückte, die stark blutete, auf die Veranda. Uffrecht zog einen der Liegestühle herbei und half, sie darauf zu heben.

Es war die junge Tänzerin Simuti, Martha hatte sie auf den ersten Blick erkannt. Uffrecht beugte sich über ihren Fuß und untersuchte die Wunde. Ein tiefer Schnitt klaffte an der äußeren Seite der Fußsohle. Das Mädchen war beim Jäten in die scharfe Scherbe einer Flasche getreten, die wohl von den Chinesen fortgeworfen war. Das Blut strömte noch immer stark.

„Den Verbandskasten!" gebot Uffrecht. „Wir müssen vor allen Dingen das Blut stillen."

Frau Rüdiger eilte nach dem Zimmer ihres Mannes, das Verlangte zu holen. Martha ging, ohne ein Wort zu verlieren, nach der Küche und kam gleich darauf mit einer Schale Wasser zurück.

Ganz sachgerecht behandelte Uffrecht nun die Verletzung, band vor allem den Fuß fest ab, so daß die Blutung bald stand, und wusch die Wunde aus. Er probierte die Beweglichkeit des Fußes und der einzelnen Zehen und stellte fest, daß keine Sehne durchschnitten sei. Dann legte er einen Verband an.

Martha war ihm zur Hand gegangen, und sie, die als Assistentin ihres Vaters gute Sachkenntnis besaß, staunte über die Geschicklichkeit, die er bei der Arbeit zeigte.

Dann aber, als das Werk getan war und Uffrecht sich aufrichtete, sah sie auch den leuchtenden, hingebenden Blick, mit dem das Mädchen aus noch tränennassen Augen zu ihm aufschaute. Unwillkürlich schoß ihr der Gedanke durch den Kopf: „Die würde ihn gewiß nicht von sich gestoßen haben!"

„Am besten bringe ich wohl das Mädchen mit meinem Wagen hinunter. — Ich will mich dann gleich verabschieden, wollte sowieso heute früher heim."

Der Wagen wurde angespannt, und Uffrecht hob die Patientin hinauf. Sorglich brachte er noch durch Kisten und Kissen den verletzten Fuß in Höhenlage, damit die Blutung beim Fahren nicht doch wieder einsetze.

Martha sah seinem Tun schweigend zu. Er hatte für sie kaum einen Blick gehabt, seit er nach seinem wilden Davonstürmen ins Haus zurückgekehrt war.

Jetzt trat er auf sie zu, um sich zu verabschieden.

„Bis morgen, Martha, und verzeihe mir, wenn du kannst."

„Ja — bis morgen —" wiederholte sie automatisch.

Sie sah ihn zu dem Mädchen einsteigen — sah den Wagen davonrollen — und wußte eigentlich nicht, was sie sah.

*

Es war am nächsten Nachmittag.

Er hatte das Satteln seines Reitpferdes befohlen. Er wollte nach Tuavii und sich die Entscheidung holen.

Sein gestriger Groll war bald einer heftigen Reue gewichen. Was hatte er da getan! Wie ein Rohling hatte er sich benommen! Und das gegen das Mädchen, dem er am liebsten die Hände unter die Füße gebreitet hätte. Wer weiß, ob er nicht den Boden hoffnungslos zertreten, auf dem ihm köstliche Blumen erblühen sollten. Wie sie sich nun wohl zu ihm stellen, welche Antwort sie ihm heute geben würde? Ein Zagen war in ihm, ein ganz jämmerliches, kindliches Zagen. Und das mußte ein Ende haben.

Er trat auf die Veranda hinaus, das Satteln dauerte ihm zu lange.

„Talofa alii!" tönte es ihm vom Treppenaufgang entgegen.

Ein Samoaner in mittleren Jahren stand da, leicht die Hand zum Gruße hebend.

Uffrechts Gesicht verfinsterte sich, als er den Ankömmling erkannte, und die Begrüßung fiel frostig aus. Trotzdem ging er ihm voran in sein Arbeitszimmer. — — —

*

„Master, horse is ready!"

Zum dritten Male meldete es der Hausjunge.

„Take out!", tönte es aus dem Zimmer zurück. Ah Sinz erkannte kaum die Stimme seines Herrn. Kopfschüttelnd entfernte er sich, um das Pferd wieder abzusatteln und in die Koppel zu führen. — — —

*

Der Besucher war gegangen. — Er hatte einen verzweifelten Mann zurückgelassen.

Dem war das Wissen geworden, daß eine Rassensünde sich gerächt. Der braune Mann hatte ihm mitgeteilt, daß binnen drei Monden ein Kind das Licht der Welt erblicken würde, in dessen Adern zur Hälfte sein — Karl Uffrechts — Blut fließen wird. Seins — und braunes. Aufstöhnend vor zorniger Hilflosigkeit warf er sich auf sein Lager, drückte die Fäuste gegen die schmerzenden Schläfen. Stundenlang lag er dann und starrte mit brennenden Augen zur Decke empor, sich richtend, verteidigend, zerquälend und — sich sehnend nach dem, was ihm nun unerreichbarer schien als je.

Die ganzen Jahre seines Insellebens zogen an ihm vorüber.

Als Zweiundzwanzigjähriger war er in die Kolonie gekommen, ein reiner, unverdorbener Mensch. Auch in der ersten Zeit auf der Insel war er jeder Versuchung aus dem Wege gegangen. Aber lange hatte das nicht gedauert, dafür hatten das Klima und die glutäugigen Samoanerinnen gesorgt. Sie hatten sich ihm förmlich an den Hals geworfen — immer — während seine Kameraden oft vergeblich um sie warben. — Und trotzdem — er hatte es eigentlich nie toll getrieben — dies Zeugnis konnte er sich ausstellen. Vor allen Dingen hatte er sein Haus stets rein gehalten. Manch eine hatte es versucht, sich bei ihm festzusetzen — dann war es allemal zu Ende gewesen, und rauh hatte er sie von sich abgeschüttelt.

Nur bei einer war das schwer gewesen — bei ihr —, die sich jetzt in seinen Weg stellte, just in dem Augenblick, wo dieser Weg sich einem schönen Ziele näherte. Die Schönste war sie gewesen, — und die Gescheiteste! In ihren Adern rollte auch ein schwacher Bruchteil weißen Blutes, denn ihre Mutter war eine Halbweiße, die sich aber zu ihrem braunen Stamm zurückgefunden hatte in der Verbindung mit einem Vollblutsamoaner, und so waren ihre Kinder wieder als Samoaner aufgewachsen.

Sina! — Es war ein stürmischer Rausch gewesen, der ihn damals befallen. Vielleicht gerade deshalb so stürmisch, weil sie sich ihm nicht so angetragen hatte, wie die meisten andern, weil sie sich suchen ließ im Anfang, obwohl er nicht etwa der erste Mann gewesen, der sie besessen hatte. Aber auch hier war bald wieder der Kampf entbrannt, der heimliche und der offene vom Mädchen und von der „aiga" geführt: der Kampf um den festen Platz in seinem Hause. Diesmal hätte er beinahe nachgegeben, denn seine Leidenschaft für das braune Geschöpf hatte damals noch lichterloh gebrannt. Im letzten Augenblick aber hatte seine Wille sich besonnen und den notwendigen scharfen Trennungsstrich gezogen.

Er wollte nicht in einer Kanakerwirtschaft untergehen, wollte sein Blut nicht mischen mit fremdem! Er wollte keine Kinder, in deren Zügen er stets angstvoll nach fremden Stammeszeichen würde forschen müssen. Blondhaarig, blauäugig und weißhäutig — jedenfalls durch und durch germanisch — sollten die Kinder sein, die ihn Vater nennen dürften.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kuß im Kuhstall.

Humoreske von **Annemarie Annan.**

(Nachdruck verboten.)

„Also, da schau her, Steff, fertig sind wir, gefällt's dir?" rief Maler Dreßler seinem geduldigen Modell, dem Kuhjungen seines Wirts, zu und hielt ihm die Skizze hin, die er eben vollendet hatte und deren Urbild zweifellos unser Steff war. Ein echtes Naturkind, ein prachtvoller Kerl mit dunklen Locken, aus dessen sonnengebräuntem Gesicht zwei schwarze Augen munter in die Welt schauten, dazu blendend weiße Zähne, ein Paar frische rote Lippen — Dreßler hatte sein Modell nicht schlecht gewählt. Steff schaute sein Konterfei andächtig an.

„Nun, sieht's dir ähnlich?"

„I woaß net", meinte Steff nachdenklich.

„Dann sieh mal hier hinein." Der Maler hielt ihm einen Taschenspiegel vor; und nun hellten sich die Züge des Burschen auf; er schmunzelte vergnügt.

„Guat is' wor'n", erklärte er bestimmt.

Beide verließen nun den Garten, in dem das Kunstwerk entstanden, und während sich Steff in den Kuhstall begab, verfügte sich der Maler in die Wirtsstube und packte sein Malgerät zusammen.

Der behäbige Wirt trat auf ihn zu und deutete mit wichtiger Miene auf den zum Gasthaus führenden Fußsteig. „Fremde kommen", sagte er mit wohlgefälligem Lächeln und berechnete wohl im stillen, wieviel die Ankömmlinge in der „schönen Aussicht" verzehren könnten.

„Mir sehr gleichgültig", erwiderte Dreßler, „ich bin nicht hierher gekommen, um Bekanntschaften zu machen."

Volle Einsamkeit wollte er haben, und deshalb wich er auch den neuen Gästen aus, ging in den Kuhstall und

kletterte von dort direkt zum Heuboden empor. Der Länge nach streckte er sich in dem duftigen Heu aus. Ah — das tat wohl! Bald verfiel er in einen leichten Halbschlummer, und die herrlichen Eindrücke, die er in letzter Zeit in der großartigen Alpenwelt gesammelt, spielten in seine wachen Träume hinein.

Er hatte etwa eine halbe Stunde so dagelegen, als Menschenstimmen an sein Ohr schlugen und ihn in die Wirklichkeit zurückriefen. Die eine Stimme gehörte dem Steff, aber die andere . . . wahrhaftig das war das silberhelle Organ einer jungen gewiß auch recht hübschen Dame, die sich augenblicklich mit Steff in ein lehrreiches Gespräch über seine Kühe eingelassen hatte. Dreßler wurde neugierig, er schlich sich vorsichtig an den Rand des Heubodens und sah in den Kuhstall hinein. Seine Vermutung hatte ihn nicht getäuscht. Dort stand wirklich ein reizendes junges Mädchen in feschem Reisekostüm und vor ihr der sichtlich verlegene Steff.

„Wie heißen Sie denn?" fragte die schöne Unbekannte.

Der Bursche streichelte krampfhaft den Rücken einer schwarzen Kuh. „Steff", sagte er dann, wobei er rot bis an die Ohren wurde.

„Ein hübscher Name", meinte das Fräulein wohlwollend. „Und wie alt sind Sie?"

„Achtzehn Joahr", antwortete Steff und liebkoste die Kuh emsig weiter.

„Ein hübscher Kerl bist du, Steff", platzte die junge Dame auf einmal heraus.

Dreßler auf seinem Lauscherposten empfand mit einem Male eine heftige Wut auf sein Modell.

Die Dame fuhr indessen fort: „Weißt du, unsere geschniegelten Stadtherren können mir alle gestohlen werden, aber dir, Steff, dir würde ich schon einmal ein Busserl geben. Magst eins?"

Steff war nur puterrot geworden und zog nun unwillkürlich so heftig am Schwanz der Schwarzbunten, daß diese unwillig brummte.

„Hierher!" kommandierte das Fräulein, „Hände auf den Rücken! Augen zu!"

Willenlos gehorchte der Bursche, und im nächsten Augenblick hatte er einen schallenden Kuß empfangen. Gleich darauf war die junge Dame mit Blitzschnelligkeit verschwunden. Dreßler zappelte aufgeregt mit Händen und Füßen; so was war ihm noch nicht vorgekommen.

Steff, der auf so unerwartete Art Ausgezeichnete, stand einen Augenblick wie erstarrt. Dann aber machte sich seine selige Begeisterung in einem rasenden Schuhplattler Luft. „Juhu . . ." jauchzte er so kräftig, daß alle Kühe erschreckt die Köpfe umwandten.

Der Horcher auf dem Heuboden verließ mit seltsamer Eile den ihm bis dahin so angenehmen Ort, ging durch den Kuhstall, ohne daß der beglückte Steff ihn bemerkte, und suchte den Garten auf. Dort hatten sich die neuangekommenen Fremden häuslich niedergelassen. Es waren zwei ältere Herren mit ihren Frauen und — die Dame aus dem Kuhstall, der man das eben bestandene Abenteuer nicht im mindesten anmerkte.

„Wie harmlos sie tut", murmelte Dreßler mit einem gewissen Ingrimm vor sich hin. „Na, warte!" Dann schritt er höflich grüßend auf die Gruppe zu, stellte sich vor und wurde freundlich ersucht, Platz zu nehmen, was er durchaus nicht ungern tat. In der Sommerfrische schließt man sich schnell an, und so dauerte es gar nicht lange, da war unser Maler in ein eifriges Gespräch mit den Ankömmlingen verwickelt. Mit großer Genugtuung stellte er bei sich fest, daß ihm die junge Dame gern zuzuhören schien; aber das Intermezzo im Kuhstall konnte er ihr doch nicht vergessen, — einen Denkzettel sollte sie haben. Er kam auf die Reiseerlebnisse zu sprechen.

„Sie glauben gar nicht", sagte er, „wie mächtig die Alpennatur auf die Menschen einwirkt. Alle Klassenunterschiede verschwinden unter ihrem Einflusse; alle Etikette wird beiseite gesetzt und ein harmloser Verkehr bahnt sich zwischen den Städtern und den Dorfbewohnern beiderlei Geschlechts an. Eine ganz reizende Episode erlebte ich kürzlich." Und nun schilderte er den von ihm belauschten Vorfall im Kuhstall der „Schönen Aussicht" mit allen Einzelheiten. Gleich anfangs wurde die junge Dame sichtlich unruhig, und als Dreßler die Kuhszene anschaulich und dramatisch belebt vortrug, erhob sie sich etwas unmotiviert und mit merkwürdiger Hast.

„Na nu", rief ihr Vater, ein jovialer, wohlbeleibter Herr, „wo willst du hin, Hermine, jetzt wird's gerade interessant!"

„Gewiß, gewiß, Papa, aber sieh doch da, die entzückende Blume." Dabei beugte sie sich so tief und andächtig über ein gewöhnliches Exemplar des gemeinen Löwenzahns, als hätte sie die blaue Blume der alten Sage entdeckt. Dreßler konnte es sich nicht versagen, ihr einen schadenfrohen Blick zuzuwerfen. „Das hat gesessen", sagte er sich triumphierend. Während des beifälligen Lachens, das die Erzählung des Malers hervorrief, kam auch Hermine an den Tisch zurück und stimmte etwas gezwungen in die allgemeine Heiterkeit ein.

Nachdem man noch eine Weile geplaudert, wurde ein gemeinsamer Spaziergang durch das malerische Alpendörfchen unternommen, wobei es sich wie von selbst fügte, daß Dreßler und Hermine ein gutes Stück hinter den anderen zurückblieben.

„Ich sollte Ihnen eigentlich recht böse sein," sagte das junge Mädchen mit einem Male ganz unvermittelt und setzte eine allerliebste Schmollmiene auf. „Es war gar nicht hübsch von Ihnen, mich so in Verlegenheit zu setzen!"

Dreßler heuchelte tiefste Zerknirschung. „Allerdings. Ich weiß gar nicht, wie ich es wieder gut machen soll."

„Das ist gar nicht wieder gut zu machen."

„Ich glaube doch."

Er eilte ins Wirtshaus und kam gleich darauf mit Steffs Porträt zurück. „Wollen Sie das als Erinnerung an das Impromptu von mir annehmen?"

Hermine errötete bis unter die Haarwurzeln.

„Vortrefflich," murmelte sie, „das ist der hübsche Naturbursche, wie er leibt und lebt." Dann schlug sie den Blick zu ihrem Begleiter auf. „Sie sind ein echter Künstler, Herr Dreßler, und ich würde das Geschenk mit Dank annehmen, wenn es mich nicht beständig an meine . . . an meine Übereilung erinnern würde."

„Diese kleine Übereilung, mein gnädiges Fräulein, beweist nur, daß auch Sie Künstlerblut in den Adern haben. Wer weiß, ob ich einer hübschen Sennerin gegenüber anders gehandelt hätte."

„Sie sind sehr nachsichtig, ich danke Ihnen" sagte sie und eilte dann ins Haus, in dem ihre Angehörigen schon verschwunden waren.

Dreßler schritt nachdenklich auf die Berge zu.

Als er zurückkehrte, fand er die ganze Gesellschaft beim Tiroler Wein versammelt und ließ sich in glücklicher Stimmung bei ihr nieder. Zu später Abendstunde trennte man sich. Mit hoher Freude fühlte Dreßler seinen festen Händedruck von Hermine ebenso erwidert, und als er — unbeachtet von den anderen — ihre Hand innig an seine Lippen zog, überließ sie sie ihm widerstandslos.

Am nächsten Morgen trafen sie sich allein im Garten, und vieles, vieles hatten sich die beiden jungen Menschenkinder, die sich seit wenigen Stunden kannten, zu sagen . . .

*

Das junge Dreßlersche Ehepaar war noch in den Flitterwochen, als plötzlich der joviale Schwiegerpapa zu Besuch herangeschneit kam. Erstaunt blickte er auf das Bild eines Tiroler Burschen, das über dem Schreibtisch seiner Tochter hing.

„Na nu, das ist ja der Steff aus der „Schönen Aussicht", wie kommt der denn hierher?"

Hermine errötete.

Ihr Gatte aber rief übermütig lachend: „Ja, lieber Papa, mit dem hat es eine eigene Bewandtnis; — in den waren wir beide mal verliebt, was, Schatzerl?"

Geschickt wich er dem Schlage von Hermines strafender Hand aus. Dann aber, als man zu dreien vergnügt bei Tische saß, ließ Dreßler sein Glas an das seiner Frau klingen und flüsterte: „Auf das Wohl unseres unfreiwilligen Heiratsvermittlers, des braven Steff!"

Faust im modernen Gewande.

Die große Operngesellschaft in Birmingham hat Gounods weltbekannte Oper in modernen Trachten aufgeführt. Gounod hat wohl nie davon geträumt, daß er zur Vorführung einer lustigen Oper seine herrliche Musik geschrieben hat. Dazu aber war „Margarethe" geworden, die hier hartnäckig „Faust" genannt wird. Mephisto im eleganten Morgenanzug mit weißen Gamaschen, Faust im Schlafrock, bei einer elektrischen Lampe über Selbstmordgedanken brütend: es mußte auch zum Trübsinn Neigenden ihre heitere Laune wiedergeben. Da tritt der Teufel auf in korrektem, bei einem Westend-Schneider gefertigten Abenddreß mit Monokel und weißer Blume im Knopfloch. An seinen „Beruf" erinnert nur das rote Seidenfutter seines eleganten Abendmantels, sein Spitzbart und seine schiefen Augenbrauen. Er ist ein durchaus offener Teufel, denn er kündigt sich mit den Worten an: „Seid Ihr erstaunt, mich so zu sehen. Mit einem Rohr an meiner Seite, mit seidenem Hut auf meinem Kopf, im Aug' den Scherben, im Knopfloch die Blum'?", Faust war es jedenfalls nicht. Er war eben auch durch und durch modern. Er unterzeichnete seine Seelenverschreibung mit

einer eleganten Füllfeder. Er trank Whisky, den Mephisto prompt mit einer Zugabe zum lockenden gewohnten Cocktail machte. Was Wunder, daß das Auditorium sich sofort in behaglicher Stimmung fühlte! Die Szene auf dem Marktplatz war wie eine Filmaufnahme irgendeiner Sommer-Strand-Szenerie. Ausflügler aller Art, Pärchen, junge Mädel in fleischfarbenen Seidenstrümpfen, gebobbet oder geschingelt. Die jungen Burschen in Tennis-Flanells oder Golfpluderhosen. Valentin trug eine himmelblaue Fliegeruniform. Mephisto erschien als Zauberkünstler, aber er machte keine Kunststücke. Da er demgemäß nicht „zog", spendete er für eine Fünfpfundnote „drinks" für die ganze Gesellschaft. Die Darsteller von Faust (in leichtgrauem Sommeranzug mit elegantem weichen Hut), Mephisto, Margarethe vor allem, im in Plissee-Fältchen gebrannten, karierten Röckchen sehr „sweet" aussehend, waren alle in ihrer Eigenart recht gut.

Es war auf alle Fälle ein sehr interessantes erheiterndes Experiment, das ein guter „Kassenreißer" werden könnte. Das Orchester war ganz vortrefflich, der Kontrast zu den komischen Dingen auf der Bühne nur um so schärfer. —

Insekten als Schmucksachen.

Von Max Büttner-Berlin.

Im Rahmen der deutschen Schmuckwarenindustrie, die in der Hauptsache ihren Sitz in Pforzheim, Hanau und Oberstein-Idar hat, arbeitet ein eigenartiger Gewerbezweig, von dem man außerhalb der Fachkreise im allgemeinen wenig weiß: Er befaßt sich mit der Verwandlung natürlicher Insekten in Schmuckstücke. Eine große Anzahl der in den tropischen Ländern vorkommenden Tierchen ist in so lebhaft leuchtende und glänzende Farben gekleidet, daß sich den Juwelieren der Gedanke förmlich aufdrängte, in ihrem eigenen Kunstgewerbe diese kleinen bunten Geschöpfe zu verwenden, sei es auf Broschen, Halsketten oder Nadeln, sei es zur Fassung in allerlei Geräten, Spielsachen usw.

Man versendet diese Insekten mit den schillernden Farben aus ihren Ursprungsländern, jedes einzelne sorgfältig in einem kleinen Papierumschlag verpackt. Alle diese Täschchen werden zusammen in einem festen, unzerbrechlichen Kasten verschickt. Nach der Ankunft werden die Tierchen an Ort und Stelle von einem Spezialisten klassifiziert und nach der Eignung geordnet. Nunmehr werden die kleinen Körper von Arbeiterinnen zerlegt bzw. die Gliedmaßen von dem Rumpf getrennt. Liegen die einzelnen Teile der Insekten geordnet auf dem Arbeitstisch, so werden zunächst die Brustpanzer der Tiere mit geschmolzenem Wachs ausgegossen und dann die Körper von geschickten Händen wiederhergestellt. Diesmal werden jedoch präparierte und besonders haltbare innere und äußere Organe benutzt, deren Widerstandsfähigkeit jede Probe bestehen kann. Nun bleibt nur noch übrig, die kleinen Mumien auf Broschen, Krawattennadeln usw. anzubringen oder sie etwa auf dem Marmorblock eines Briefbeschwerers oder auf ähnlichen Dingen zu befestigen.

Auch die Flügel exotischer Schmetterlinge werden vielfach bei kunstgewerblichen Arbeiten verwendet. Die Flügel werden vom Leib getrennt, in Präparierflüssigkeiten gelegt und dann wieder getrocknet. Nun schneidet man sie mit Scheren oder besonders feinen Werkzeugen in Stücke, um diese zu den gewünschten Mustern zusammenstellen zu können. Zu diesem Zweck klebt man die kleinen himmelblauen oder goldgrünen, gelben, roten oder prächtig abgetönten Flügelteile auf Papier und verarbeitet sie als eigenartig und künstlerisch wirkende Intarsien, etwa für kleine Präsentierbretter, Dosendeckel, Untertäßchen und ähnliches. Natürlich überdeckt man diese zerbrechlichen Mosaikwerke mit einer dünnen Kristallschicht, um sie vor Berührungen zu schützen. Zuweilen bringt man auch ganze konservierte Schmetterlinge zwischen zwei Glasplatten, deren Ränder mit unsichtbarem Klebstoff (sogen. Kanadabalsam usw.) aneinander befestigt werden. In ähnlicher Weise werden elegante Fläschchen, Aschbecher und allerlei kleine Luxusdinge geschmückt.

Schließlich dienen bestimmte Schmetterlingsarten als dekoratives Moment in der Damenhutmode. Die Präparierung für diesen Zweck vollzieht sich dergestalt, daß man die Schmetterlinge zuerst einen ganzen Tag lang auf feuchtem Sand aufweicht; dann überstreicht man die Flügel mit einem klaren Alkoholfirnis und klebt sie auf Atlas, den man darauf genau den Umrissen der Flügel entsprechend ausschneidet. Diese Teile werden nun auf einem Metallgerüst angebracht, das den Körper des Schmetterlings darstellt, und der Hutschmuck der eleganten Dame ist fertig — falls es die Laune der Mode gerade will.



Bunte Chronik



* **Proberitt der Pferde der Roten Armee.** Eine Abteilung von Kavalleristen der Roten Armee hat einen schwierigen Ritt von Rostow a. Don bis Tiflis im allgemeinen erfolgreich durchgeführt, obgleich unterwegs zwei Pferde ausgeschaltet werden mußten, die den Anstrengungen des Dauerritts nicht gewachsen waren. Der Ritt wurde hauptsächlich unternommen, um die Leistungsfähigkeit verschiedener Pferdearten zu prüfen, die in den berittenen Truppen der Roten Armee Verwendung finden. Es hat sich herausgestellt, daß die aus dem Gebiet der donischen Kosaken stammenden Pferde die größte Ausdauer und Widerstandsfähigkeit besitzen. Besondere Schwierigkeiten bereiteten die Regengüsse, die jetzt über Südostrußland hingehen. Besonders ein von vier Pferden gezogenes Maschinengewehr konnte nur mit größter Mühe auf den vom Regen aufgeweichten Straßen befördert werden.

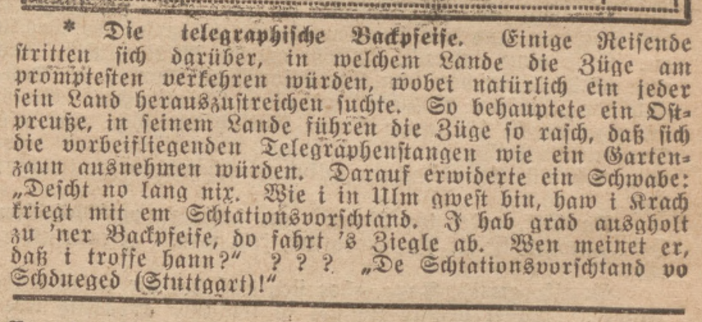
*

* **Geisterhaftes von einer Taschenuhr.** Jeder hat schon irgendeinmal von Taschen- oder Wanduhren, die im Augenblick des Todes ihres Besitzers plötzlich stehengeblieben sein sollen, gehört. Nun wird aus Newport ein Fall anderer Art berichtet. Ein Eisendreher hatte eine uralte Taschenuhr, die trotz der wiederholt von den ersten Künstlern vorgenommenen Reparaturen sich hartnäckig weigerte, zu gehen. Trotzdem hatte der Mann die Uhr aufbewahrt, denn sie war ihm besonders lieb, da er sie von seinem Vater geerbt hatte. Ja, er hatte sogar in seinem Testament die Verfügung getroffen, man möge die Uhr ihm in den Sarg legen. Als nun der Eisendreher vor wenigen Tagen das Zeitliche segnete, wurde seine letztwillige Verfügung getreulich erfüllt. Im Augenblick, wo man den Deckel des Sarges schließen wollte, begann die vorsintflutliche Uhr ganz plötzlich zu gehen. Man wartete eine Weile, um zu ergründen, ob das bloß eine „vorübergehende Erscheinung" wäre, aber das Ticktack setzte sich fort, als ob plötzlich eine geheimnisvolle Macht die alte Uhr zu neuem Leben erweckt hätte. Die Spiritisten sind bereits stark dabei, die Sache aufzuklären, denn mit rechten Dingen kann das unter keinen Umständen zugegangen sein.

*

* **Eine Gewissensfrage.** Die berühmte Kammersängerin Ottilie Metzger war unter ihren Kollegen und Kolleginnen durch ihren außerordentlichen Ernst bekannt. Nur selten hatte man sie lächeln oder gar lachen sehen! Eines Tages schlug ihr im Kollegenkreise der Opernsänger N. eine Wette vor, daß er sie auf offener Bühne zum Lachen bringen werde. Ottilie Metzger nahm die Wette an. Am nächsten Abend fand eine Aufführung der „Walküre" statt, bei der N. die Rolle des Wotan zu singen hatte. In der Höhepunktszene beugte sich N. plötzlich zu der ihm gegenüberstehenden „Walküre" und flüsterte ihr, vom Publikum unbemerkt, die denkwürdigen Worte ins Ohr: „Tielchen, ißt du lieber harte Eier oder weiche?", worauf die unglückliche Ottilie Metzger nach dem Befehl Wagners singen mußte: „Weiche, Wotan, weiche!" Ottilie gewann zwar die Wette, aber es läßt sich vorstellen, daß eine Walküre wohl nie unter größeren Qualen Wotan ihre Aufforderung entgegengesungen hat.

Lustige Rundschau



* **Die telegraphische Backpfeife.** Einige Reisende stritten sich darüber, in welchem Lande die Züge am promptesten verkehren würden, wobei natürlich ein jeder sein Land herauszustreichen suchte. So behauptete ein Ostpreuße, in seinem Lande führen die Züge so rasch, daß sich die vorbeifliegenden Telegraphenstangen wie ein Gartenzaun ausnehmen würden. Darauf erwiderte ein Schwabe: „Descht no lang nix. Wie i in Ulm gwest bin, haw i Krach kriegt mit em Schtationsvorschtand. I hab grad ausgholt zu 'ner Backpfeife, do fahrt 's Ziegle ab. Wen meinet er, daß i troffe hann?" ? ? ? „De Schtationsvorschtand vo Schdueged (Stuttgart)!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.